

# Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 38.

Dienstag, 15. Februar.

1916.

(8. Fortsetzung.)

## Anne-Marie.

Roman von Ilse-Dore Tanner.

(Nachdruck verboten.)

Es war bei der Dienerschaft nicht unbemerkt geblieben, daß die Kammerjungfer der Prinzessin die ganze Nacht nicht nach Hause gekommen. Das war noch nie passiert und würde auch ihre sofortige Entlassung zur Folge gehabt haben. Als Luise auch am Morgen zur gewohnten Zeit nicht kam, um den Tee für die Prinzessin zu holen, revidierte die Beschließerin ihr Zimmer und fand das Bett vollständig unberührt. Von einer seltsamen Ahnung getrieben, stieg die alte Frau, die schon der verstorbenen Fürstin trenn gedient, mit zitternden Knien die Treppe zu den Zimmern der Prinzessin in die Höhe und klopfte erst zaghaft leise, dann lauter an die Tür. Als alles still blieb, trat sie zögernd, mit angstvoll klopfendem Herzen ein. Als sie das Bett der Prinzessin leer fand, fiel sie auf den nächsten Stuhl und schlug aufschmerzend die Hände vors Gesicht: „Ach Gott, ach Gott, ich hab's ja geahnt.“

Fürstin Agnes erblakte, als Frau Bergmann ihr die Abwesenheit der Prinzessin berichtete.

„Prinzessin Anne-Marie wollte die Fürstin Raupach besuchen, der Fürst wünschte diese Reise nicht — —“ sagte sie zögernd. „Nun, jedenfalls, Frau Bergmann, mache ich Ihnen tieftes Stillschweigen zur Pflicht. Es kann nichts weiter geschehen, bis der Fürst wieder zurück ist.“

In ihrem Innern fühlte sie neben allem Ärger fast etwas wie Bewunderung für die Stieftochter, die es wagte, dem Vater gegenüber auf ihrem Willen zu bestehen. Sie war überzeugt, daß Anne-Marie die Absicht hatte, so lange bei Christine Raupach zu bleiben, bis der Fürst Beerbach wieder das Schloß verlassen hatte.

Als die Beschließerin zwei Stunden später wieder bei ihr erschien und ihr meldete, daß Luise aus der Residenz zurückgekommen sei, wo sie die Prinzessin an den Zug, der nach Raupach fuhr, begleitet habe, schüttelte Fürstin Agnes verständnislos den Kopf; es war ihr unbegreiflich, warum Anne-Marie die Kammerjungfer nicht mitgenommen.

Es ging ein heimliches Raunen und Flüstern durch Schloß Wiesenheim und es war vergeblich, daß Frau Bergmann unnahbar und schweigsam war. Die Dienboten steckten die Köpfe zusammen und tauschten Vermutungen aus, und es war nicht einer unter ihnen, der nicht die Partei der Prinzessin ergriffen und dem Fürsten den Ärger gegönnt hätte. Es herrschte eine unheimliche Spannung, und es war, als hielte jeder im Schlosse den Atem an, als der Wagen, der den Fürsten brachte, heranrollte.

„Frau Fürstin lassen Seine Durchlaucht bitten, sich gleich zu ihr bemühen zu wollen“, meldete der Haushofmeister.

Der Fürst stutzte und seine scharfen Augen überflogen einen Moment die bleichen, ängstlichen Gesichter. „Die Fürstin ist doch nicht krank geworden?“ fragte er schnell.

„Nein, Ihre Durchlaucht befinden sich wohl.“

Der Fürst eilte mit jugendlich elastischem Schritt die Freitreppe empor und trat nach hastigem Anklopfen in das Boudoir seiner Gemahlin.

Auch sie kam ihm mit merkwürdig blassem, ängstlichem Gesicht entgegen.

„Nun — ist etwas passiert — Egon?“ —

„Egon ist gesund und munter, mein Freund, aber es ist allerdings etwas vorgefallen, was dich erzürnen wird — Anne-Marie hat gestern abend heimlich das Schloß verlassen, um zu Christine Raupach zu fahren, ihre Abwesenheit wurde erst heute früh bemerkt.“

Fürst Alburg-Wiesenheim stand wie vom Donner gerührt. Die Adern an seiner Stirn schwellen hoch auf und sein Gesicht nahm eine bläuliche Färbung an. Seine Hand lag schwer auf einem der zierlichen Stühle seiner Gemahlin, und plötzlich brach dieser in sich zusammen. Fürstin Agnes stieß einen leisen, erschrockenen Ausruf aus und ihr Gemahl murmelte beschämt: „Berzeih“ — er hatte in ihrer Gegenwart seiner Festigkeit noch niemals die Fingel schießen lassen.

Mit großen Schritten ging er dann einige Male im Zimmer auf und ab, während die Fürstin ihm mit sanfter, beschwichtigender Stimme mitteilte, was sie wußte — wenig genug.

Auch das gleich darauf von ihm mit der angstzitternden Luise angestellte Verhör ergab nichts anderes als das Unerhörte, noch nie Dagewesene: seine Tochter hatte es gewagt, seinem Befehl zu trotzen, sein Verbot einfach zu ignorieren.

Und mit demselben Zuge, mit dem Prinzessin Anne-Marie am Abend vorher die Heimat verlassen hatte, fuhr der vertraute Kammerdiener ihres Vaters nach der Residenz, um dort ein Telegramm an die Prinzessin Anne-Marie von Alburg-Wiesenheim auf Schloß Raupach aufzugeben: „Befehle dir, sofort zurückzukommen. Dein Vater.“

„Wenn sie nicht kommt, werde ich sie holen“, hatte der Fürst ingrimmig zu seiner Gemahlin gesagt.

Wäre das Telegramm in Wiesenheim selbst abgegeben worden, so hätte trotz Dienstgeheimnis die ganze Stadt gleich von der Flucht der Prinzessin erfahren. Für alle Fälle aber begab sich der Fürst in aller Morgenfrühe nach dem Postamt zu einer ersten Rücksprache mit dem Direktor.

Wenige Stunden später langte aus Schloß Raupach das Antworttelegramm an:

„Prinzessin Anne-Marie hier nicht angekommen. Fürstin Raupach.“

Fürstin Agnes war im Zimmer ihres Gemahls, als diesem das Telegramm überbracht wurde, und sie erschrak, wie blaß und verfallen er plötzlich während des Lesens aussah. Ohne ein Wort zu sagen, mit gitternder Hand reichte er ihr das Blatt herüber, während er selbst in finsternem Brüten dasah.

„Was soll das bedeuten, Karl-Marx?“ fragte die Fürstin endlich leise, fast zaghaft.



Der Fürst sprang auf und seine Gestalt straffte sich: „Das bedeutet, daß Anne-Marie niemals hierher zurückkehren wird, daß ich keine Tochter mehr habe“, sagte er hart. „Sie hat mit ihrer Flucht den besten Beweis geliefert, daß sie geistig nicht normal ist — sowie sie aufgefunden ist, lasse ich sie in eine Nervenheilanstalt bringen. — Wir wollen aber vorläufig die Version aufrecht erhalten, daß sie in Raupach ist, dort erkrankt sie dann angeblich und wird übergeführt. Und nun vor allen Dingen ein Telegramm an Karl-Friedrich. Wehe ihm, wenn er es gewagt hat, hinter meinem Rücken mit seiner Schwester zu konspirieren.“

Kurze Zeit, nachdem Erbprinz Karl-Friedrich in seinem letzten Manöverquartier eine Depesche seines Vaters erhalten hatte, deren Veranlassung er sich gar nicht zu erklären vermochte, brachte seine Ordonnaus ihm den Brief von Anne-Marie. Der junge hochgewachsene Offizier las und las, ohne doch erst den Sinn der Worte fassen zu können, und als er ihn gefaßt, sank er, wie von plötzlicher Schwäche übermannt, in den leichten Rohrsessel zurück.

Anne-Marie war fort, hatte alle Bande zerrissen, die sie an ihr Vaterhaus, an ihre Heimat fesselten, und wollte sich in der Welt der Arbeit ein neues Leben zimmern. Welch eine Torheit — eine Prinzessin Alburg-Wiesenheim, und doch — sein zweiter Gedanke war, welche ein Mut, welche Selbstverantwortlichkeit!

Er las den Satz noch einmal: „Auch ich bin an der Grenze des Ertragskönnens angelangt —“; oh, wie er seine Schwester verstand, er konnte ja das Leben daheim auch auf die Dauer nicht ertragen, aber er war ein Mann war mit Leib und Seele Soldat in des Kaisers Diensten und vorläufig nicht an Wiesenheim gekettet, sein würde diese Heimat erst, wenn einst der Vater die Augen schloß. Und bis dahin — würde er Anne-Marie nicht wiedersehen — bis dahin wollte sie, soviel er aus dem Brief herauslas, für die Äbrigen, auch für ihn unauffindbar bleiben —

Er strich mit der Hand über die Stirn — lächerlich — eine Prinzessin Alburg-Wiesenheim unauffindbar?

Er nahm fast mechanisch Papier und Feder aus dem Reiseschreibkasten, den er immer mit sich führte, er wollte ihr schreiben: „Liebling, du kannst ja so gar nicht in die weite Welt reisen — komm zu mir oder rufe mich zu dir — wir wollen beraten, was zu tun ist —“ — aber — da stand ja nirgends, wohin sie sich gewendet — wohin sie gefahren war.

Wo sie jetzt wohl war?

Ein Klopfen an seiner Tür, sein alter Leibdiener stand auf der Schwelle: „Durchlaucht, der Burtsche wartet im Nebenzimmer, Durchlaucht müssen sich zum Essen umkleiden.“

Karl-Friedrich bang Brief und Depesche in seiner Brieftasche, dann ging er leuchtend in sein Schlafzimmer. Wie gern hätte er sich entschuldigen lassen, aber wer weiß, man hätte dann doch die Depesche, die er erhalten, damit in Zusammenhang gebracht — hier galt es Selbstbeherrschung üben, und Selbstbeherrschung galt es auch zu bewahren, als er zwei Tage später seinem Vater im Arbeitszimmer auf Schloß Wiesenheim gegenüberstand.

„Weißt du, wohin Anne-Marie gefahren ist — ich will die reine Wahrheit wissen, Karl-Friedrich — ihr habt euch immer gut gestanden — hast du ihr etwa zu diesem Schritt verholfen?“ Die funkelnden Augen des Fürsten bohrten sich in das bleiche Gesicht des Sohnes. Der erwiderte den Blick furchtlos und selbstbewußt: „Ich weiß nur, daß Anne-Marie fort ist, wohin — das weiß ich nicht.“

„Woher wußtest du das?“

„Anne-Marie hat es mir geschrieben.“

„So gib mir den Brief.“ Der Fürst trat einen Schritt vor und streckte gebieterisch die Hand aus. „Gib mir den Brief, damit ich sehen kann, wie weit man ihr noch Vernunft zutrauen kann — gib mir den Brief, damit man schon gleich einen Arzt — einen Nervenarzt um

Mat fragen kann, welcher Heilkur Anne-Marie zu unterziehen ist, wenn sie gefunden wird — denn daß sie gefunden werden muß, steht fest.“

Karl-Friedrich erblaßte — das hatte er bisher, so sehr auf der ganzen Reise die Sache ihn auch beschäftigt hatte, noch nicht überlegt, mit dieser Wendung der Dinge hatte er nicht gerechnet — seine überlegte, seine ruhige sonnige Schwester sollte etwa — als geisteskrank gestampelt werden.

Es war, als ob eine innere Stimme ihm zurief: „Mut, Karl-Friedrich — Mut und Ruhe.“

Hatte er vielleicht bis zu dieser Stunde auch nur flüchtig dem Gedanken Raum gegeben, dem Vater auf die Spur der Tochter zu helfen — mit einem Schläge war dieser Voratz dem anderen gewichen, nie und nimmermehr dazu seine Hand zu bieten, aber vielleicht doch den Schein zu erwecken, es zu tun. Damit konnte er Anne-Marie doch einen größeren Dienst leisten.

Er mußte die trostvolle Stelle ihres Briefes an ihn auswendig: „Ich habe feste und vernünftige Pläne, du kannst dich auf mich verlassen —“

Und dabei schnürte ihm der Schmerz, nicht zu wissen, wo sie nun war, fast die Kehle zusammen.

(Fortsetzung folgt.)

## 22 = Lesefrucht. = 22

Es ist ein frommer Wunsch aller Väter, das, was ihnen selbst abgegangen, an den Söhnen realisiert zu sehen. Goethe.

### Unter Hornvipern im blutigen Karst.\*

Von Rifat Gogovic-Pascha.

I.

Die Streifung war beendet. Noch vierundsechzig Jassak (Montenegriner) hatten wir aus ihren Nestern gehoben, darunter neunzehn Weiber. Bei mehreren der letzteren fanden wir solche Beweise für die an unseren Soldaten verübten Bestialitäten vor, daß wir Offiziere Mühe hatten, unsere Leute davon abzuhalten, diese Negären sofort mit dem Kolben niederzuschlagen. Sie wurden aneinander gefesselt und blieben dem Feldgericht vorbehalten.

Es war sieben Uhr abends und wir infolge der überstautenen Aufregungen, des Steigens und Absteigens über die und zwischen den „Nachtfalsten“, der Tageshitz und des Höllendurstes völlig erschöpft. Mit großer Not waren wir in Stande, es den Leuten zu verwehren, aus den wärmer- und egebeheizten Zisternen, die meist giftverdächtig waren, ihren Durst zu stillen. Nichtsdestoweniger gelang es einigen, durch ihr schweißdurchtränktes Taschentuch dieses esse Naß einzufangen, welche Unvorsichtigkeit sie auch bald nachher mit einem Unterleibsstypus bestraften. Keiner von uns, weder Offizier noch Mann, hatte ein ganzes Stück seiner Uniform am Leibe, viele hatten sich an den messerscharfen Gesteinsanten die Sohle abgerissen und hinkten mit erschundenen Beinen.

In dieser Verfassung wollte der Kommandant sein Detachement nicht noch zum Standort der Brigade zurückführen, um so weniger, als bis dahin geschlagene fünfzehn

\*) Diese Schilderung ist dem Buche von Rifat Gogovic-Pascha „Im blutigen Karst“, Erinnerungen eines österreichischen Offiziers aus dem Kriegsjahre 1914, entnommen, das soeben in A. Thieme-Manns Verlag in Stuttgart erschienen ist. — Vom ersten Kapitel an den Leser packend, schildert der Verfasser die heutigen schweren Kämpfe und Strapazen der heftigsten österreichisch-ungarischen Truppen in den furchterlichen Karsthöhlen der südlichen Herzegovina, Südbosniens und der montenegrinischen Grenzgebiete. Mit diesen Teilen der Dinarischen Alpen aus persönlichem Erleben bekannt wie keiner, vermittelt er ebenso neue, wie wahre und fesselnde Bilder der dortigen großartigen Natur, sowie aller Schrecknisse eines mörderischen Klimas und der entmenschten Kampfweise eines wilden und unbändigen Bergvolkes, der die kaiserlichen Truppen zu begegnen haben. Hier und da auch heitere Episoden einstreuernd, führt er uns den trotz Durst, Hitze und Nahrungsmangel unermüdet humorvollen und mit Todesverachtung drausgehenden österreichischen Offizier und Soldaten in einer Weise vor, die den Charakter und Wert der schwarz-weißen Bundesblätter in das rechte Licht zu rücken imstande ist. — Dieses Buch wird sich durch seine glänzende, farbenprächtige Darstellung einen dauernden Platz bei alt und jung zu Hause sichern, sowie auch warme Aufnahme bei unseren braven Feldgrauen in den Schützengräben finden.



Kilometer zurückzulegen gewesen wären. Was in diesem Terrain soviel heißt wie fünfzig Kilometer auf gebahntem Wege!

Die Nacht sank, wie es im Karst gemeist der Fall ist, eisföhl herein und der Tau setzte sich in alle Falten. Da in der Nähe einige unverehrte, anscheinend leere Hütten, „Kutichas“, standen, beschloßen wir dort zu nächtigen, während die Mannschaft ihre Zeltblätter zusammenknüpfte, um ohne viel Vorbereitungen auf und unter ihnen tüchtig auszuschlafen. Vorerst aber wurde gegessen, doch da wir keine Feldküchen mit hatten, so mußten programmgemäß die eisernen Nationen dran. Der Detachementskommandant und ich suchten uns das annehmbarste Gebäude aus und traten mit schußfertigem Revolver ein, während die übrigen dreizehn Herren von den unweit liegenden zwei Hütten Besitz ergriffen.

Mit wem es das Schicksal so gut meint, daß er einmal in einer triboschianischen, südbosnischen oder montenegrinischen Kuticha zu nächtigen gezwungen ist, der kann hinterher mehr erzählen als einer, der eine Reise gemacht hat.

Eine solche Behausung, die sich von den umliegenden Felsen erst dann abhebt, bis man zehn Schritte vor ihr steht, besitzt die typische Form eines länglichen Mauerturms, der von einem die ganze Tiefe des Gebäudes einnehmenden Gang — dem „Traboschan“ — in zwei Teile getrennt wird. An seiner linken Seite liegen die zwei Wohnräume, zur rechten die Küche und die Magaza. Diese ist ein Gewölbe mit Eisenläden an Fenstern und Türen und einer aus gestampftem, mit Haß versehenem Lehm hergestellten mächtigen Decke, welche bei Feuergefahr jedem Brande widersteht. Hier wird alles, was bei Ausbruch einer Feuersbrunst zu retten ist, untergebracht und seinem Schicksal überlassen, nachdem Tür und Fenster geschlossen wurden. Da drin geht auch äußerst selten etwas durch Feuer zugrunde.

Im Steingefüge dieser Gebäude nisten Herden ungezählter Mäuse, Wanzen und die gefährlichsten schwarzen Skorpionen des südbosnischen und montenegrinischen Karstes. Wobei dem, der einen der letzteren versehentlich zu stark berührt oder auf ihn zu liegen kommt, weswegen er gut tut, seine Plegestatt vor ihrer Vernichtung tüchtig durcheinander zu beuteln, worauf die giftigen Stachelschwänzer mit dräuend erhobenem Stachel das Weite suchen. Denn ihr Stachel ist kein Spaß und hatte während unserer Garnisonierung in der Südbosnien schon mehr als einen Mann für immer dienstuntauglich gemacht.

Durch keinerlei Mittel aber sind die Wanzen zu vertreiben, die dort als eine Art unvermeidlicher Hausfestsitz geduldet, seit jeder in den Häusern eingenistet sind, sich mit unbegrenzter Energie vermehren und in diesen Breiten eine andernorts ungeahnte Größe erreichen. Von den Lärken will ich nicht sprechen, sie sind als Kopfs-, Kleider- und Hühnerläuse jedem, der sich längere Zeit unter der Bevölkerung bewegt, nur zu gut vertraut. Eine einmalige Übernachtung in einer Kuticha bedt den Bedarf auf einige Zeit.

Unbedingt geboten erscheint es, will man sich wenigstens in einer Hinsicht schützen, vor dem Schlafengehen die Fenster — falls solche nicht durch scheibenlose Läden ersetzt sind — zu schließen und das Licht zu verlöschen. Im Falle eines solchen Veräumnisses geht's bald „Sssss“, dem ein plötzlicher brennender Schmerz folgt. Dann wieder „Sssss“, der Schmerz und so in schöner Folge weiter. Und mit dem Schlaf ist's nun vorbei, man zündet während das Licht neuerdings an, haut mit allem möglichen um sich und macht damit das Ding nur schlechter. Denn es sind die Moskito, die nahezu unsichtbaren Papadachsi, die auf der einen Seite verschleucht, auf der anderen mit verdoppelter Wut über ihr Opfer herfallen. Sie suchen sich dabei mit Vorliebe das Gesicht und die Handgelenke aus, so daß man andern Tages ein getrigertes Antlitz und zwei Armbänder aus Pusteln besitzt. Diese breunen und jucken nun auf eine entsetzliche Weise. Verbindet man sich aber die wunden Handgelenke, so erzeugt dies im ganzen Körper ein unerträgliches Hitzegefühl, durch welches man bald genötigt wird, den Verband wieder zu entfernen. Später beginnen die Pusteln zu eiern und sich an den Armen zu schwellen. Da dort unten der Mensch im Sommer den ganzen Tag am ganzen Körper buchstäblich von Schweiß trieft, so werden die offenen Stellen durch ihn fortwährend geätzt, werden eiternd auf und gehen miterunter in böse Wunden, bis zur Mäselei quälende Wunden über. — Meck,

würdig ist es, daß diese Stechfliegen die Eingeborenen nur selten überfallen und sich vornehmlich an die Fremden halten.

Unser Unterschlupf schien ein rechter Ungezieferzwinger zu sein. Wir aber waren an Geist und Körper durch das heut Erlebte derart erschlagen, daß uns alles ganz gleichgültig war, denn wir trachteten nur dem marktreisenden Nachtlau zu entgehen und um jeden Preis zu schlafen.

Als wir die Tür des Magaza öffneten, fanden wir diese völlig leer, somit auch die Hoffnung auf einen verhältnismäßigen Ungeziefermangel, nachdem die dort aufgestapelten Pferdebeden, Säcke und Kleider fehlten. Aus diesem Grunde erwählte sie der Detachementskommandant zum Schlafgemach, ich eine anstoßende, durch eine kleine Tür verbundene, gleichfalls leere Kammer, während im Traboschan unsere beiden Vurschen nächtigen sollten.

Der meine — er führt den frommen Namen Agapiti — war gerade daran, ein Zeltblatt auf den steingepflasterten Boden und darüber meinen Schlafsack zu breiten, als es zögernd am Türriegel herumgriff und sich endlich zwischen Tür und der wimmernden Angel, tiefgebückt ein „Edelmann“ hereinschob, die bis zum Boden gesenkte Mundklappe in der schmieglichen Brante.

„Zivio, gospodine, zivio jos mnogoja lieta; — kako si?“ — („Du sollst leben, Herr, sollst leben noch viele Jahre, wie geht es dir?“) — säufelte er in slavischer Demut, und ein trübseliges Reigen verzog sein verkniffenes Raubvogelgesicht zur vollendeten Frage, wobei seine Fuchssichter durch die offenstehende Tür der Magaza zu schielen versuchten.

Ich hob den Revolver und sah mir den Kerl erst näher an. Sein Gesichtsschnitt gemahnte wohl in einigen an den des Herzogwiners oder Montenegriners, doch erschien es mir, als wäre er eher ein Nachkomme eines der alten Usaken. Im erdfarbenen Gesichte sah ihm eine römische Nase mit beinahe durchsichtigen Flügel, das Nasenbein schien die Haut durchdringen zu wollen. Um den breiten, schmalstüppigen Mund stoppte ein rötlicher Bart hervor und unter seiner pechschwarzen, zerzausten Mähne wölbten sich rote, harthaarige Brauen über tiefen Augen, insäulen Augen. Entschieden eine Physiognomie, die namentlich zur jetzigen Zeit den geschnittenen Revolver rasiert erscheinen ließ. Nachdem ich den widerlichen Eindruck seines Gebahrens und Aussehens überwunden hatte, fragte ich ihn kurz nach seinem Begehr, während ihn die beiden Vurschen den Rücken verstellten. Der Hauptmann lag daneben bereits in tiefem Schlafe.

Und nun hab er mit einer von unzähligen Bäcklingen und Veteuerungen begleiteten Erzählung an, wie er als höchst ehrenhafter, kaiserlicher Mann und ehemaliger Angehöriger der österreichischen Kriegsmarine von den Montenegrinern seiner ganzen Habe beraubt worden und nun ein Bettler sei, was die geleerte Magaza bezeugte. Er versäumte dabei nicht, seinen Landsleuten das ganze südslavische Schimpfgeschwätz, das an Reichhaltigkeit und eigenartigen Ausdrücken nichts zu wünschen übrig läßt, auf Distanz an den Kopf zu werfen. Nachdem er etwas Atem geschöpft hatte, rückte er schließlich mit der Bitte heraus, unter anderen Schicksal gestellt zu werden, wofür er uns morgen wichtige Mitteilungen über die nächsten Absichten der Montenegriner zukommen lassen würde.

Ich wußte mir im Augenblick keinen rechten Rat, denn der Kerl gefiel mir garnicht. Daß er weder bei unseren Kriegsmarine noch bei einer anderen ja gedient hatte, sah ich ihm an der Nasenspitze an, — ich roch also gewissermaßen Lunte, um so mehr aus Überlieferung und derzeitige Erfahrungen gelehrt hatten, dieser Sorte am allerwenigsten zu trauen, wenn sie am süßesten sind. Den todmüden, eben erst eingekerkerten Hauptmann wollte ich auch nicht wecken — also was nun?

Nach einigem Überlegen eröffnete ich ihm kurz und bündig, daß er unter unserem Schutze sicher sei wie in Abrahamsschoße, daß er aber noch bei weitem sicherer in der abgesperrten Küche hinter vergitterten Fenstern wäre. Das weitere wollte ich dann am nächsten Morgen dem Entschlusse des Detachementskommandanten überlassen. Der kaiserliche Raat war es unter blumenreichen Ergebenheitsversicherungen zufrieden und verschwand in seinem Gewahrsam, dessen beide Eisenriegel ich selbst vorzog.

„Mit dem da drinnat dach'n ma noch was, Herr Oberleutnant!“ meinte mein Vursche, und der andere nickte dazu. „Böhl möglich“, gab ich zur Antwort, „nun — vorläufig aber sieht es!“ und dann steckte auch ich meine gemarterten Glieder in den Schlafsack. —



### Aus der Kriegszeit.

Die verhungerten Berliner Pferdewagen. Ein neuerlicher Berichterstatter, den der „Matin“ nach Deutschland gesandt haben will, schildert das Leben in Berlin zur Kriegszeit, wobei er die folgende Beobachtung unter Versicherung der strengsten Wahrhaftigkeit wiedergibt: „Auf dem Bahnhof angekommen, nahm ich eine Pferdewagen, um mich und mein Gepäck in ein Hotel bringen zu lassen. Es gibt nämlich in Berlin fast nur noch Pferdewagen, die wenigen Automobile müssen auf ihren hölzernen Rädern ohne Vereisung durch die Straßen klappern. Meine Droschke kam nur im Schritt vorwärts. Schließlich blieb sie stehen, der Kutscher trat an den Wagenschlag und bat mich, auszu steigen, da sein Pferd — vor Hunger dem Tode nahe — nicht mehr weiter könne. Ich nahm also eine neue Droschke. Aber kaum war ich einige hundert Meter gefahren, als der neue Kutscher ebenfalls anhielt und auf sein Pferd wies, das vor Hunger nicht mehr ein Bein vor das andere setzen konnte. Ich brauchte eine ganze Anzahl Droschken, um das nahegelegene Hotel zu erreichen. . . .“ Wenn die übrigen Schilderungen des Berichterstatters dieser verhungerten Pferde-Dichtung gleichen, so werden die Leser wohl bald davon überzeugt sein, daß ganz Deutschland nur noch ein Schattenreich ist, in dem die verhungerten Gespenster ihre Geisterwesen treiben. Wenn nur nicht die Phantasie des Berichterstatters dabei selbst allmählich verhungert!

Der Elefant als Pferdersatz. Die Engländer, die sich aus Ärger über ihren mißglückten Aus Hungerrungsplan nicht genug über die Produktion der verschiedensten Ersatzmittel in Deutschland lustig machen können, sind nun selbst gezwungen, sich auf den mannigfaltigsten Gebieten einzuschränken und das Persönliche durch neue Behelfe zu ersetzen. Ganz besonders macht sich in Geschäftsleben und in der Industrie Englands der große Pferdewagenmangel geltend, den man infolge des kriegerischen Kraftwagenverkehrs auch nicht durch Motorkraft auszugleichen vermag. Darum besaß man sich mit dem Gedanken, andere Tiere zum Ziehen der Lasten zu verwenden. Eine Elefantenfabrik in Sheffield hat den ersten Schritt getan, indem sie sich einen Elefanten beschaffte, der mit majestätischem Gang die Fuhren durch die Stadt zieht und sich zwischen den Wagen der elektrischen Straßenbahn höchst grotesk einmischt. Man sieht, daß das alte Sprichwort von den Zeiten, die sich ändern, auch in England Geltung hat.

Ein zeitgemäßes Urteil über die „Times“. Ein Urteil, das vor etwa einem halben Jahrhundert eine ganz hervorragende Persönlichkeit über die Londoner „Times“ fällt, dürfte heute von besonderem Interesse sein. Die vorzügliche Kritik an dem englischen Blatte findet sich in den „Mémoires einer Idealistin“ von Malwida von Meysenbug, jener klugen und tapferen Frau, die in ihrem Streben nach Freiheit des Geistes und der Lebensauffassung vor der damals in Preußen herrschenden Reaktion floh und im freien England das Ideal ihrer Träume glaubte. Aber wohin sie kam in englischen Kreisen, sei es privaten, politischen oder künstlerischen, pädagogischen Kreisen, fühlte sie sich von dem überall regierenden Caut abgestoßen. Die Wandelbarkeit der „Times“ ward ihr typisch für das englische Wesen. Gelegentlich ihrer Schilderung von dem Tode und der Beerdigung eines der bekanntesten Mitglieder des Emigrantenkreises erwies sich ihr am deutlichsten die Charakterlosigkeit des Blattes. „Aber“, schreibt sie, „was war denn auch die „Times“? Das Organ der öffentlichen Meinung, sagten viele. Das war sie aber so wenig, da zwei Stunden, nachdem sie ausgegeben war, die Majorität der Leser genau das wiederholte, was die „Times“ als das Richtige proklamiert hatte, wenn sie tags zuvor auch noch ganz verschiedener Meinung gewesen waren. Was war sie also? Sie war der große „Standard“ ihres Erfolges, und darin lag das Geheimnis ihrer Macht; denn sind nicht auch die meisten Menschen Sklaven des Erfolges? So lange z. B. die Allianz mit Frankreich für England ein Bedürfnis war, stand Louis Napoleon unter dem allmächtigen Schutze der „Times“, und sie nahm keinen Artikel an, der gegen ihn geschrieben wurde. Seit sich aber das Blatt gewendet hatte, erschienen täglich neue Artikel, die aber offenbar ad acta gelegt worden waren, und sie erschienen nicht etwa, weil die

„Times“ den humanen Standpunkt, von dem aus sie geschrieben wurden, teilte, sondern weil ihr die Artikel jetzt gelegen waren, um dem Allierten eine Ohrfeige zu geben. . . . Ihrem Schicksal folgt der Teil des Publikums, dessen Existenz auch am Erfolge hängt; die Märier der Börse, der City, überhaupt alle, deren Steuer nicht ein festes, sittliches Prinzip ist, das sie mütig durch die Wechselfälle des Lebens führt, sondern die Eier nach den goldenen Früchten des Augenblicks.“ Nicht nur die englische Presse kennzeichnet die große Idealistin mit diesen Worten, sondern englische Art überhaupt, die Regierung, den Stützpunkt englischen Wesens. Daß es unserer Generation vergönnt sein würde, diese offiziell geleitete Heuchelei Englands in so ungeheurer Nähe kennen zu lernen, das konnte Malwida allerdings nicht ahnen.

Valentin. Der berühmte englische Roman dichter Charles Dickens, der ganz im Gegensatz zu seinen heiligen Landsleuten und den jetzigen englischen Roman schreibern vom Schlage eines Philipps Oppenheim, des aus Deutschland stammenden Verfassers des berühmten englischen Sensationsromans „Das deutsche Gespenst in England“, stets ein begeisterter Freund und Anhänger der Deutschen gewesen ist und der sich somit ganz mit Recht noch heute vieler Verehrer bei uns zu erfreuen hat, schildert uns in den „Pickwickiers“ die denkwürdige Zusammenkunft, die an einem 13. Februar der Diener des Mr. Pickwick, Sam Weller, im „Blauen Eber“ in London mit seinem Vater, dem Diligence-Kutscher Weller, hatte. Der junge Weller muß längere Zeit auf seinen alten Herrn warten und benutzt die Zeit, um an seine Herzallerliebste einen „Valentin“ zu schreiben. Der 14. Februar, der im Kalender den Namen des heiligen Valentin trägt, ist nämlich in England der Tag der Liebesleute, die sich an diesem Tage gegenseitig mit der Übersendung des Valentins, der Liebesbriefchen, die gewöhnlich scherzhaften und neckischen Inhaltes sind, erfreuen. Wie verbreitet diese Sitte bei den Engländern ist, geht schon daraus hervor, daß in London allein vor dem letzten Kriege alljährlich am Valentinstage an die 300 000 Valentines durch die Post befördert worden sind. Zur Entschädigung für die besondere Mühe, die den Londoner Briefträgern durch das Austragen der vielen Valentins-Briefe erwächst, erhalten sie nach altem Brauch an diesem Tage ein aus Rosbrot und Bier bestehendes besonderes Mittagessen. Die meisten Valentines weisen als Symbol zwei von einem Pfeil durchbohrte Herzen auf. Auf manchen von ihnen wird noch ein Spruch geschrieben. So schildert uns Dickens einen solchen Valentine, auf dem der Pfeil, der die beiden Herzen zusammenhält, die Rolle eines Drahtpfieles zu erfüllen hat. Die Herzen schmecken über einem lodernden Feuer, das ein höchst mangelhaft und nur mit zwei Flügeln besetzter überaus jugendlicher Koch zu noch höherer Wut ansetzt. Von dem geflügelten Koch unbemerkt schleicht sich auf kesselfestem Schlangentisch ein farbige Engländerpaar heran und gibt sich durch Mienen deutlich genug zu verstehen, daß sie sich unbändig auf die federe Herzenzmacht freuet. (Um irdischen Auslegungen aus dem Wege zu gehen, sei hier ausdrücklich bemerkt, daß der englische Dichter den Ausdruck „farbige Engländer“ nicht gebraucht. Für seine Zeit hatte ja dieser Ausdruck noch keine Verächtlichkeit; er spricht nur ganz allgemein und etwas unbestimmt von „Mannibalen“.) Das Paar ist, wie Dickens besonders hervorhebt, ganz modern, d. h. nach der Mode der Zeit des Erscheins des „Pickwick“, gekleidet; er trägt einen blauen Leinwand und weiße Beinkleider, sie, die farbige Engländerin, einen feuerroten Pelz und einen gleichfarbigen Sonnenschirm. Obwohl sich die weiblichen Moden zu wiederholten Malen, ist leider diese eigenartige Tracht unseres Wissens seit der Zeit Charles Dickens nicht wieder aufgekommen. Woher die sich „gemountet“ auf England beschränkende Sitte der Valentins-Briefe stammt, konnte mit Bestimmtheit bisher nicht festgestellt werden. Sie ist sicher schon sehr alt. In keinem alt-römischen Briefe dürfte das Wort vale (siehe gesund und wohl) fehlen, das in klassischer Zeit keineswegs die Bedeutung einer Abschiedsformel hatte, wie sie die deutsche Übersetzung „Lebewohl“ heute darstellt. In England hat man dies „vale“ offenbar mit dem Valentinstage in Verbindung gebracht; dies muß aber schon zu einer Zeit geschehen sein, in der das lateinische Wort „vale“ noch nicht ausschließlich für die Zwecke des Abschiednehmens festgelegt worden war.